

WALLSTEIN



Albert Vinzens
Renate Riemeck

Historikerin, Pädagogin, Pazifistin (1920 – 2003)



Albert Vinzens
Renate Riemeck

Albert Vinzens
Renate Riemeck

*Historikerin, Pädagogin,
Pazifistin*

1920 – 2003



WALLSTEIN VERLAG

Ein besonderer Dank geht an die Humanus-Stiftung, Basel,
und an die Stiftung Edith Maryon, Basel, die das Entstehen
dieses Buches in großzügiger Weise unterstützt haben.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2023
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Marion Wiebel, Wallstein Verlag,
unter Verwendung von Fotos aus dem Nachlass von Renate Riemeck
Lithos: SchwabScantechnik
ISBN (Print) 978-3-8353-5452-4
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-8524-5

Inhalt

KAPITEL 1

Schmerzliche Abschiede

Kindheit in Schlesien und Pommern

(1920–1939) 7

KAPITEL 2

Jena – eine neue Heimat

In Meilenstiefeln zur Doktorwürde

(1940–1945) 47

KAPITEL 3

Auf der Durchreise in die Freiheit

Die ersten Publikationen

(1945–1946) 85

KAPITEL 4

Klug, flink, praktisch

Als Dozentin von Hochschule zu Hochschule

(1946–1955) 107

KAPITEL 5

Aufs Abstellgleis geschoben

Streit um die Meinungsfreiheit in der Bundesrepublik

(1955–1960) 159

KAPITEL 6

»Ich bin kein Politiker«

Parteiarbeit und Rückkehr an den Schreibtisch

(1960–1969) 227

KAPITEL 7

Abkehr und Schweigen

Sublimierung der Wirklichkeit

(1968–1976) 289

KAPITEL 8

Meisterleistung in Marburg

Vorlesungen über die Klassiker der Pädagogik

(1977–1988) 331

KAPITEL 9

Rückblicke und Abschiede

Einsame Wege ins Schweigen

(1989–2003) 367

Nachwort 395

Dank 397

Literatur 399

Bildnachweis 408

Schmerzliche Abschiede

Kindheit in Schlesien und Pommern (1920–1939)

Die vielverzweigten Kanäle der Oder, deren träge Wassermassen durch Breslau zogen, kündigten, wie in den Jahren und Jahrhunderten davor, einen neuen Frühling an. Am Ufer begann es zart zu grünen, Enten brüteten in ihren Nestern, überall junges Leben. Doch diesmal verlieh nicht nur der Frühling der Stadt ein neues Gesicht, diesmal zeigte sich auch an manchen Gebäuden eine deutlich sichtbare Veränderung. Die öffentlichen Plätze und Bauten waren in farbiges Licht getaucht, Rot und Grün, es hatte etwas Österliches, und mitten in diese Frühlingspracht setzte die Regierung Adolf Hitlers, der seit dem 31. Januar 1933 Reichskanzler war, unübersehbare Zeichen für eine neue Zeit. Die Fassaden des Polizeipräsidiums und des Oberlandesgerichts am Schweidnitzer Stadtgraben direkt an der Oder waren mit roten Fahnen behängt, auf denen schwarze Hakenkreuze prangten. Die Erneuerungen ergriffen auch die Verwaltungen im Inneren der Gebäude: Polizei und Gericht erhielten eine regierungstreue Leitung, das Leben wurde zunehmend von Nationalsozialisten bestimmt und umgestaltet. Viele Bewohner nahmen es mit Begeisterung auf, aber nicht alle teilten die neuen Freuden.

Mitten in diesem Frühling, am 11. März 1933, ertönte an einem Samstag auf den Korridoren des Breslauer Oberlandesgerichts Gebrüll. Zwei Dutzend SA-Männer in braunen Hemden und Kappen rannten über die Flure und trieben die Anwälte und Richter, die an diesem Tag freiwillig im Ministerium arbeiteten, aus ihren Büros. Uniformierte jagten Juden. Unfähig zu jeder weiteren Bewegung, blieb der alte Justizrat Sigismund Cohn wie angenagelt in seinem Bürosessel sitzen, trotz der Aufforderung, sich zu erheben. Als die Eindringlinge ihn mit Gewalt hochreißen wollten, stellten sich jüngere Kollegen schützend vor Cohn, darunter einige Mitglieder des deutsch-

nationalen »Stahlhelms«. Die Ruhestörer ließen von dem Mann ab und stürmten krakeelend weiter. Der Anwalt, der die Geschichte später erzählen sollte, hatte weniger Glück: Er wurde im Verlauf des Tumults verprügelt und am Kopf verletzt, eine Platzwunde, wenige Zentimeter neben den Spuren einer schweren Verwundung aus dem Ersten Weltkrieg, raubte ihm für einige Momente das Bewusstsein.

Im allgemeinen Durcheinander rief Ludwig Förder, der diesen Tag dann in einem Buch festhielt,¹ das Überfallkommando der Polizei an. Man teilte ihm mit, zwanzig Polizisten seien zum Gerichtsgebäude unterwegs. Für Förder klang das beruhigend, doch wie sich herausstellte, waren diese Polizisten keine Hilfe, im Gegenteil. Der neue Polizeipräsident kollaborierte mit den Braunhemden, seine Männer gingen ins Amtsgericht, um zu beobachten. Die Polizei schaute beim Tumult lediglich zu. Förder und die anderen waren verzweifelt. Im Verlauf der Razzia wurde ein Häuflein jüdischer Gerichtsangestellter zusammengetrieben und auf die Straße gejagt, dort verhöhlte man sie und schüchterte sie ein. So etwas hatte es in den Annalen der deutschen Rechtsgeschichte noch nie gegeben.

Die selbstbewussten Breslauer Justiziere machten gegen ihre Behandlung mobil. Am selben Tag versammelten sich über hundert Richter, Anwälte und Notare im Oberlandesgericht und beschlossen, die Rechtspflege bis auf weiteres stillzulegen, kurz: Breslaus Rechtsvertreter streikten. Dies hatte die sofortige Schließung der Gerichte zur Folge. Alle gerichtlichen Verhandlungen waren damit vorläufig ausgesetzt, wichtige gesetzliche Fristen in Frage gestellt. Ludwig Förder, selbst Anwalt, fühlte sich nach diesem Tag weder physisch noch psychisch in der Lage, noch einmal das Gericht zu betreten. Er fürchtete sich, nicht zuletzt wegen seiner jüdischen Abstammung. Freunde erteilten ihm den Rat, die Stadt zu verlassen. Er folgte ihrer Empfehlung und hoffte auf baldige Rückkehr, doch er

¹ Ludwig Förder, *SA-Terror in Breslau*, in: Gerhard Schoenberger (Hg.), *Wir haben es gesehen. Augenzeugenberichte über Terror und Judenverfolgung im Dritten Reich*, Hamburg 1962, S. 18–22.

sollte nie mehr nach Breslau zurückkehren. In der Folge der Machtübernahme der Nationalsozialisten verlor er nicht nur Hab und Gut, die Nazis verschleppten bald auch seine Frau und brachten sie später um.

Von diesem Tag im Oberlandesgericht erfuhr die zwölfjährige Renate Riemeck nichts mehr. Kurz vor diesem Ereignis hatte sie mit ihrer Mutter Breslau verlassen und war in einem kleinen pommerschen Bezirksstädtchen namens Plathe, nordöstlich von Stettin in Hinterpommern, gestrandet, doch was damals über Breslau hereingebrochen war, würde sie am neuen Ort bald einholen.

Vor der unfreiwilligen Abreise hatten ihre Eltern sie noch im Bund Deutscher Mädel (BDM) angemeldet, wo damals noch kein großer Lärm um Rassenlehre und Deutschtum herrschte, wie er bald das Leben in Breslau und in ganz Deutschland verändern sollte. Die Eltern Agnes und Max Riemeck waren eher unpolitisch und meinten, der BDM sei genau das Richtige für ihre gesellige Tochter. Renate war gern hingegangen; das lebenslustige und behütete Einzelkind freute sich, endlich unter gleichaltrigen Mädchen. Gemeinsam sangen sie Lieder und unternahmen ausgedehnte Wanderungen. Doch das schöne Leben in Breslau war nicht mehr von langer Dauer.

Es lag nicht an der neuen Politik, weshalb Agnes Riemeck die Stadt verließ. Vielmehr hatte sie sich nach ihrem letzten großen Ehestreit entschlossen, ihren Mann für immer zu verlassen. Ohne Geld und ohne genaues Ziel wagte sie den folgeschweren Schritt ins Nichts, der ihr Leben für immer verändern sollte. »Zum zweiten Male packte meine Mutter eiligst einen Koffer und verließ ihren Ehemann. Diesmal endgültig«, erinnert sich Renate Riemeck später.² Der Wegzug von Mutter und Tochter aus Breslau im Sommer 1932 hatte eine lange Vorgeschichte. Eines Tages war die Fünftklässlerin von der Schule nach Hause gekommen und hatte die Eltern wieder einmal im Streit vorgefunden. Wie schon so oft wollte sie die streitenden Erwachsenen besänftigen, doch erfolglos. Stattdessen zerrte

2 Dieses und die folgenden Zitate siehe Renate Riemeck, *Ich bin ein Mensch für mich. Aus einem unbequemen Leben*, Stuttgart 1992, S. 40.

die Mutter sie vor einen großen Spiegel, zeigte auf sie und gleichzeitig auf den hinter ihnen stehenden und im Spiegel erkennbaren Max Riemeck und sagte: »Schau dich an! Du siehst deinem Vater ähnlich! Der da ist aber nicht dein Vater.« Renate fuhr ein riesiger Schreck in die Glieder. Auch Max Riemeck war schockiert, dann stürzte er aus dem Zimmer. Der Schreck, den sie damals bekommen habe, schrieb Renate Riemeck später, sei so groß gewesen, dass sie seit diesem Tag kaum noch gewachsen sei.

Streit hatte es zwischen den Eheleuten Riemeck immer wieder gegeben, schon lange vor Renates Geburt. Aber bisher hatten sie jedes Mal wieder zusammengefunden. Selbst wenn nach der Heirat schon bald aus Krisen handfeste Konflikte wurden, war bisher auf einen Streit immer eine Versöhnung gefolgt. Diesmal aber hatte Agnes Riemeck die Nase voll. Sie verließ mit einem Koffer, etwas Handgepäck und der Tochter an ihrer Seite Breslau. Für Renate wurde der Tag der Abreise zu einem endgültigen Abschied, sie würde Breslau nie wiedersehen. Später reiste Renate Riemeck oft nach Ostdeutschland, sie besuchte Ostberlin, Leipzig, Jena, weshalb sie von westlichen Politikern verleumdet wurde. Nach Breslau reiste sie nie mehr, sondern behielt die Stadt so in Erinnerung, wie sie für sie vor der Übergabe an die Polen nach Kriegsende erschienen war.

Renates Mutter Agnes stammte aus ärmlichen Verhältnissen. Ihre Mutter, Rosalia Steffan, eine Forstgehilfentochter aus Ostpreußen, war früh und verarmt gestorben. Ihr Vater Johannes Steffan war kaschubischer Herkunft, hatte sich als Bernsteinhändler durchgeschlagen und damit seine siebenköpfige Familie mehr schlecht als recht ernährt. Die Riemecks hingegen gehörten zum Danziger Großbürgertum. Max' Vorfahren waren alle Kaufleute gewesen, der Sohn sollte die Familientradition fortsetzen und in die Fußstapfen des frühverstorbenen Vaters treten. Doch sein Naturell tendierte eher zu Vergnügungen, so dass an eine Übernahme der Geschäfte nicht zu denken war. Max interessierte sich nicht für ein Leben als Kaufmann. Zwar gab er in seinen Pässen als Beruf meist »Kaufmann« an, doch vermutlich hat er diesen Beruf nie richtig erlernt. In seinem späteren Mitgliedsbuch der sozialistischen

Einheitspartei Deutschlands (SED), der er 1947 beitrug, steht in der Spalte für »Beruf«: »Colonialwarenhandlung«.³ Wusste der verwöhnte Kaufmannssohn womöglich nicht einmal, dass es zwischen einem »Kaufmann« und einer »Colonialwarenhandlung« einen Unterschied gab? Einen Beruf zu erlernen scheint Max Riemeck nicht interessiert zu haben, viel mehr lag ihm an der Pflege seines äußeren Erscheinungsbildes und an seinen Freizeitbeschäftigungen. Auf Fotografien sieht man ihn stets in gediegener Kleidung, von den Schuhen bis zum Schnurrbart schön und stilvoll. In ihren Erinnerungen erwähnt Renate Riemeck, er habe im Ruf gestanden, der beste Schwimmer der Stadt zu sein, in seiner Junggesellenzeit habe er im Danziger Ruderklub verkehrt und sogar ein eigenes Segelboot besessen.⁴

Ein Lebemann von vierzig Jahren, war Max eines Tages beim Flanieren in den Danziger Straßen der jungen Schneiderin Agnes Steffan begegnet. Sie lebte bei ihrer Familie in Danzig-Langfuhr im polnischen Quartier der Stadt, in beengten, einfachen Verhältnissen. Die ausgesprochene Schönheit galt als lebensgewandt und klug und glich darin ihrer Mutter Rosalia, die damals bereits gestorben war. Max und Agnes verliebten sich, sie wollten heiraten. Bald stellte der Kaufmannssohn die neue Liebe seiner Mutter vor. Die Mutter hatte wenig Freude an der nicht standesgemäßen Verbindung, akzeptierte jedoch den Willen ihres Sohnes. So vermählten sich der evangelische Bonvivant und die zwanzig Jahre jüngere Katholikin aus armen Verhältnissen 1906 in Danzig. Ihre Beziehung war von Anfang an von religiösen Differenzen und den eklatanten Standesunterschieden geprägt. In den Tagen ihrer noch jungen Liebe schenkten die Eheleute dem keine Beachtung, doch die folgenden Jahre zeigten umso mehr die Auswirkungen dieser spannungsreichen Konstellation.

Nachdem sich Max Riemeck zuerst einige Jahre erfolglos als Geschäftsmann in Danzig versucht hatte, zog das Paar in die

3 Nachlass Renate Riemeck, Mappe »Personalien«.

4 Renate Riemeck, *Rosalie und ihre Nachfahren. Ostdeutsche Vergangenheit in Lebensbildern*, Stuttgart 1997, S. 72.

dreihundertfünfzig Kilometer südlich gelegene, aufstrebende Industriestadt Łódź. Der Neustart in fremder Umgebung misslang. Im Gegensatz zu Agnes, die polnische Wurzeln hatte – »alle ihre Vorfahren waren ausnahmslos slawischer Herkunft«⁵ – und die sich den Polen gegenüber wie zu Landsleuten verhielt, benahm sich Max wie die deutschen Herren aus der Großstadt und blieb seinen Geschäftspartnern fremd und unsympathisch.⁶ Nach kurzer Zeit kehrte das Ehepaar wieder nach Danzig zurück, doch auch dort blieb die Geschäftslage schwierig. 1912 wurde Agnes Riemeck schwanger. Der kleine Karl Ernst starb noch vor seinem ersten Geburtstag, die Mutter fiel in eine längere Depression. Kinderlos, verließ das Ehepaar erneut Danzig und zog aufs Land. Max Riemeck versuchte sich im Versicherungsgeschäft, wieder erfolglos. Mehrere Jahre blieben sie auf dem Land. Ob Max eingezogen wurde, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Nach Ende des Ersten Weltkriegs siedelten die Riemecks nach Breslau über, wo sie endlich Wurzeln schlugen, zumindest für zwölf Jahre und nur mit einer einzigen Unterbrechung, von der noch die Rede sein wird.⁷

In Breslau überließ Agnes Riemeck die Suche nach dem Glück nicht länger ihrem geschäftsuntüchtigen Ehemann. Inzwischen dreißig Jahre alt, hatte sie es satt, weiter der Illusion nachzuhängen, er könne für ihren Lebensunterhalt aufkommen. Max Riemeck schien beruflich zum Scheitern verurteilt zu sein, egal, was er anpackte. Also suchte die Gattin nach einem Geschäftsraum in der Stadt, wo sie zu schneiden und Maßkleidung anzufertigen plante. Eines Tages sah sie in der Friedrich-Wilhelm-Straße an der Ladentür eines kleinen Kolonialwarenladens ein ungelenk gemaltes Schildchen mit der Aufschrift »Zu verkaufen«.⁸ Kurz entschlossen erwarb sie den

5 Renate Riemeck, *Mensch*, 1992, S. 41.

6 Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 77.

7 Bei dieser und den folgenden Angaben zum Lebensweg von Agnes und Max Riemeck orientiere ich mich vorwiegend an den autobiografischen Erzählungen von Renate Riemeck.

8 Dies und das folgende Zitat siehe Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 85ff.

Laden und stieg ins Lebensmittelgeschäft ein. Sie hatte Erfolg. »Das winzige Geschäft wurde bald zu klein«, erinnert sich Renate Riemeck später, »und schon nach kurzer Zeit mietete sie sich einen großen Laden am »Sonnenplatz«. In den folgenden Jahren brachte sie es zu einem florierenden Lebensmittelhandel, und dies in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Bald folgten weitere Läden, und Riemecks kamen in kurzer Zeit zu Wohlstand.

Die neuen Umstände ließen in Max Riemeck Erinnerungen an alte Zeiten in Danzig aufleben. Er begann zu spielen, gönnte sich edle Weine, ließ sich mit anderen Frauen ein. Das ging nicht lange gut. Agnes Riemeck hatte nicht nur ein feuriges Temperament, sie war auch extrem eifersüchtig. Die Stimmung zwischen den Eheleuten verschlechterte sich. 1920 führte ein Streit zur ersten längeren Trennung, Agnes Riemeck brauchte eine Auszeit. Sie überließ die Geschäfte ihrem Mann und suchte Erholung in Berlin. »Der richtige Berliner stammt entweder aus Posen oder aus Breslau«, bemerkte Kurt Tucholsky einmal und kommentierte damit den ungeheuren Zustrom von Neubürgern, die vor allem im 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts nach Berlin zogen. Und er fügte hinzu, dass die in die Hauptstadt umgezogenen Breslauer noch »viel forschere Berliner sind als die richtigen«.⁹

Agnes Riemeck wurde eine Wahlberlinerin auf Zeit. Am Bahnhof empfing sie ein Jugendfreund, mittlerweile ein Arzt, der Junggeselle geblieben war. Er brachte sie im großen Haus seiner Mutter unter. Dort verkehrten viele Künstler. Die Mutter gab die Hausdame, der Sohn den Hausarzt. Agnes Riemeck genoss das freizügige Leben in dieser illustren Gesellschaft und träumte bald davon, eine richtige Berlinerin zu sein und als Theaterschneiderin zu arbeiten. Sie verliebte sich in einen Sänger, der im Haus ihrer Wirtin verkehrte. Er war Bariton im Charlottenburger Ensemble der Berliner Oper¹⁰ und hieß Paul Hansen. 1886 in Dänemark geboren, war Hansen ein hal-

⁹ Kurt Tucholsky: Glosse in der Wochenzeitschrift *Die Weltbühne*, Nr. 45, Berlin 1921.

¹⁰ Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 89 (Renate Riemeck erwähnt, dass es sich um den Bariton der Berliner Oper handelte).

bes Jahr jünger als Agnes. Der elegante, vielseitig begabte Bühnenkünstler war nicht nur berühmter Operntenor, sondern auch Schauspieler und 1913 einem Ruf an die Oper in Berlin gefolgt. Dort ließ er sich zum Bariton ausbilden und debütierte 1919 mit großem Erfolg in dieser Stimmlage. In den 1920er Jahren spielte er neben den klassischen Rollen an der Oper auch als Buffo und Charakterdarsteller in zahlreichen Stummfilmen mit. Hansens Ehe mit einer wenig bekannten Altistin hat wohl nicht zu den wichtigen Tatsachen in seinem Leben gehört, zumindest bleibt sie im Zusammenhang mit seiner Laufbahn meist unerwähnt. Agnes Riemeck wiederum verschwieg, dass sie ein Kind von ihm erwartete. »Sie erwog eine Abtreibung, war aber doch zu religiös, um sie wahr zu machen«, schrieb Renate Riemeck später über die Not ihrer Mutter und kommentierte lakonisch: »Diesem Entschluss verdanke ich meine Existenz.«¹¹

Zur Zeit der Niederkunft war Agnes Riemeck in Breslau zurück und lebte wieder mit Max zusammen. Für ein weiteres Zusammenleben hatte sie ihm von Berlin aus die Bedingung gestellt, dass er das Kind, das sie erwartete, als sein eigenes anerkennen müsse. Max Riemeck sagte sofort zu und freute sich auf das Kind, und die Eheleute versuchten es ein weiteres Mal. Am 4. Oktober 1920 erblickte ein zartes Mädchen das Licht der Welt, zwei Monate zu früh. Das Baby war »ein sehr ›mickriger‹ Säugling«, doch gesund¹² und wurde Renate Katarina Karoline genannt – die schon verstorbene Großmutter väterlicherseits, Katharina Renate, hätte ihre Freude gehabt. Als Vater wurde Max Riemeck in die Bücher eingetragen. Ein Foto vom Frühjahr 1922 mit ihm und der kleinen Renate zeigt einen stattlichen, junggebliebenen Mittfünfziger, der im Anzug leicht zurückgelehnt in einem Korbstuhl sitzt. Elegante Hosen, edles Jackett, eine Weste aus dem gleichen Stoff und eine an den weißen, hohen Kragen geknüpfte Krawatte. Der Korbstuhl steht rechts im Bild, Riemecks sportlicher Oberkörper neigt sich mit freundlicher Geste leicht dem Betrachter zu.

¹¹ Ebd.

¹² Renate Riemeck, *Mensch*, 1992, S. 23.

Sein weiches, entspanntes Gesicht blickt nach unten auf Renates flaumiges Köpfchen. Der Vater ist frisch rasiert. Kurzhaarschnitt, Mittelscheitel, Schnurrbart, gediegen und für den Fotografen zurechtgemacht. Des Vaters mildes Lächeln wie eine warme Sonne über dem eineinhalbjährigen Kind, das in seinem rechtem Arm ruht und mit den Füßchen gegen seinen Oberschenkel drückt. Max' linkes Auge ist leicht geschlossen und schaut versonnen gleichermaßen nach außen und nach innen, und fast könnte man meinen, man hätte Rembrandts Alterswerk *Der Jakobssegen* vor sich, auf dem Joseph mit fast geschlossenen Augen seinem Vater Jakob dabei hilft, die Hand auf den Scheitel von Ephraim zu legen. Mit seinen klaren, dunklen Augen fixiert das kleine Mädchen Renate den Mann hinter der Kamera, blickt direkt in seine Richtung. Weißes Hemdchen, weißes Höschen, darüber ein weißes, gehäkeltes halblanges Kleidchen voller Stickereien. Sie scheint sich im Arm des Vaters wohlzufühlen, die kleinen Händchen halten sich an seiner linken Hand fest.¹³

Sie habe ihrer Mutter das Glück zurückgebracht, erwähnt Renate Riemeck in ihrem Lebensrückblick.¹⁴ Agnes Riemeck nahm ihre Arbeit wieder auf, und der Gatte gefiel sich weiter als Privatmann zu Hause. Wegen des Spielens und der Frauen, denen Max nachgestellt hatte, hatten die Eheleute Abmachungen getroffen. Mit der Ankunft des Kindes zeigte das Leben eine neue Seite, Max ergab sich mit Freude und Geschick der neuen Situation. Wenn er keine Zeit für die kleine Renate hatte, war ein Dienstmädchen für sie da, doch Max liebte es, mit ihr zusammen zu sein. Außerdem kümmerte sich Großvater Johannes um sein Enkelkind. Sobald Renate gehen konnte, erkundete er mit ihr die Straßen, Parks und Sehenswürdigkeiten der Stadt. »Ich liebte meinen Großvater sehr«, schrieb Renate später, »er war die unantastbare Autorität meiner Kindheit.«¹⁵ Ihre ersten Kindheitsjahre verliefen ganz im Schutz der Familie, bald wuchs sie zu einem vielseitig inter-

13 Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 73.

14 Ebd., S. 91.

15 Renate Riemeck, *Mensch*, 1992, S. 39.

essierten Mädchen heran, besaß Spielzeug, das sie mit anderen Kindern im Viertel teilte, und spielte auf dem Hof oder auf der Wiese hinter dem Haus.

In ihren Erinnerungen schreibt Renate Riemeck, sie habe einige Monate nach dem dritten Geburtstag eine Art ›Ich-Einschlag‹ gehabt. Damit meint sie den Moment, in welchem sie zum ersten Mal »Ich« gesagt hat. Das sei das »vielleicht wichtigste Ereignis meines frühen Kinderdaseins« gewesen.¹⁶ Dieses Erlebnis ist in der Literatur wiederholt beschrieben worden. Der Dichter Jean Paul hat die Entdeckung seines Ichs als einen Augenblick höchsten Glücks erlebt. Er beschreibt in seinen Kindheitserinnerungen das erste Aufflackern und Wahrnehmen seines Selbstbewusstseins und kann sogar Ort und Zeit dieses Ereignisses exakt angeben. An einem Vormittag habe er als kleiner Junge in der Haustüre gestanden, als neben einem Holzstapel wie ein Blitzstrahl die Erkenntnis »ich bin ein Ich« vom Himmel herabgefahren und seitdem leuchtend über seinem Leben stehengeblieben sei. Viele Menschen erleben dies so, wenn vielleicht auch nicht mit einer derart klaren Erinnerung. Bei Renate Riemeck war der erste Ich-Einschlag kein Ritterschlag zur erhabenen Ewigkeit wie bei Jean Paul, sondern ein Drama. Als Erwachsene erinnert sie sich später, wie sie in Breslau mit Kindern auf dem Hof gespielt und auf der Straße das Warnsignal eines Autos gehört habe. Gemeinsam seien sie auf den Bürgersteig gerannt, um zu sehen, was los war. Eines der Kinder habe gesagt, das sei das »Totenauto«. »Es ist kein Totenauto«, widersprach Renate, »es ist ein Krankenwagen. *Ich* weiß das von meinem Onkel Leo, der im Spital liegt!« Doch damit hätte sie gelogen, zum ersten Mal in ihrem Leben, denn weder sei ihr Onkel zu dieser Zeit im Krankenhaus gewesen noch habe sie je mit ihm über Sanitätsautos geredet. Danach hätte sie zu weinen begonnen: »Ich hatte ›Ich‹ gesagt und dabei eine Unwahrheit gesprochen«, kommentiert Renate Riemeck später diese Episode.

16 Dieses und die folgenden Zitate siehe Renate Riemeck: *Rosalie*, 1997, S. 48ff.

Und so lernte die kleine Renate früh im Leben, dass es Abgründe in der Seele gab, vor denen sie sich fürchtete.

Als Renate fünf Jahre alt war, kam Max Riemeck, der inzwischen kurz vor seinem sechzigsten Geburtstag stand, auf die Idee, ein Gut auf dem Land zu kaufen. Der leidenschaftliche Jäger hatte genug von der Stadt, und Agnes fand Gefallen an der Idee. Sie hatte nicht vor, ihr Leben lang zu arbeiten und immer noch mehr Geld zu verdienen. Sie stand in ihrer Lebensmitte und träumte von einem geruhsamen Leben, von Leseabenteuern und von Bildungsreisen. Im Herbst 1925 kaufte die Familie siebzig Kilometer nördlich von Breslau ein in die Jahre gekommenes Herrenhaus in Groß Tschuder, dem heutigen Drozdowice Wielkie. Dieser Ort verdiente kaum den Namen »Dorf«, so klein war er. Ein französischer Adliger hatte Ende des 18. Jahrhunderts das Anwesen einrichten lassen, um sich an dem abgelegenen Ort vor den Folgen der Französischen Revolution in Sicherheit zu bringen.¹⁷ Das Haus war renovierungsbedürftig, die Luft zog durch die Fensterrahmen, und es war nicht unbedingt gemütlich, aber die neuen Besitzer gewöhnten sich daran. Renates Vater gefiel sich in der Rolle des Landjunkers und schenkte der Tochter ein Pferd und einen kleinen Hund.

Wie ein Dienstherr ließ Max Riemeck die Pferde anspannen oder rief nach Herbert, dem Chauffeur, der seinen alten Sechszylinder fahren sollte. Herbert war aus anderem Holz geschnitzt als all die berühmten Chauffeurs, die ihren Herren das Leben so angenehm wie irgend möglich machten und die im Gegenzug stattliches Vermögen erbten, wie beispielsweise der Fahrer des brasilianischen Schriftstellers José Mauro de Vasconcelos. Bei Herbert war das anders, er stammte aus einer der Bauernfamilien vor Ort und arbeitete die meiste Zeit auf dem Acker oder bei den Tieren im Stall. Er kannte sich mit Tieren und Motoren aus, das war alles. Aber er war derjenige, der das Auto der Riemecks am ehesten startklar bekam. In Groß Tschuder reichte dies für den ehrwürdigen Titel eines »Chauffeurs«. Wenn Max Riemeck ihn brauchte, mussten beide mit-

¹⁷ Renate Riemeck, *Mensch*, 1992, S. 28.

einander absprechen, ob Herbert seine Arbeit auf dem Hof für eine Weile unterbrechen konnte.

Renate überwand den Abschied von ihren Spielkameraden in Breslau mit Leichtigkeit. Die Vorfreude auf das Leben auf dem Land ließ sie die Stadt bald vergessen. Das Leben in Breslau war schön und abwechslungsreich gewesen, doch in Groß Tschuder warteten richtige Abenteuer auf sie. Sie hatte ein eigenes Pferd, sie hatte Männer, ihren Dackel, und jeder Tag bot die Möglichkeit, die Welt neu zu entdecken. Auch der Großvater Johannes und dessen zweite Ehefrau waren inzwischen auf Agnes' Wunsch nach Groß Tschuder gezogen, und nun hatte Renate auch den geliebten Großvater um sich. Das Glück in Groß Tschuder war fast vollkommen.

Doch Johannes Steffan mochte das Herrenhaus nicht, es war ihm zu protzig. Er zog mit seiner Frau in eines der kleinen Nebengebäude, denn er brauchte keinen Luxus, um sich wohlzufühlen, im Gegenteil, er verachtete ihn. Mit dem bauerlichen Leben bestens vertraut, hätte er seinem Schwiegersohn in allen Handwerksdingen unter die Arme greifen können, doch statt dass Max diese Hilfe angenommen hätte, kam es zwischen beiden immer öfter zu Meinungsverschiedenheiten. Bald wurde aus gelegentlichem Zank ernsthafter Zwist, der schon nach wenigen Monaten als dauernde Anspannung das Alltagsleben in Groß Tschuder belastete. Die Verantwortung für das Anwesen oblag allein den beiden Besitzern Max und Agnes Riemeck, doch vom Leben auf dem Land verstanden sie so viel wie die Bauern von der Oper oder vom Theater. Lange noch war der alte Steffan hilfsbereit und gutmütig, doch Max Riemeck ließ seinen Schwiegervater allzu oft stehen und spielte den großen Herrn, bis Steffan sich innerlich zurückzog.

Max Riemeck wollte Renate das Reiten beibringen. Eines Tages setzte er sie auf die kleine Daisy, die er ihr geschenkt hatte, doch das wilde ehemalige Zirkuspferd warf Renate aus dem Sattel. Der Großvater, der zufällig in der Nähe stand, wollte der Gefahr so rasch wie möglich ein Ende bereiten – ein Sturz vom Pferd ist gefährlich, auch bei niedriger Risthöhe. Um dies zu vermeiden, holte er den Litauer herbei, ein großes und ruhiges Pferd, das Renates Reitübungen stoisch über sich

ergehen ließ. Als Renate bald danach reiten konnte, trabte sie heiter auf Daisy davon. Aufrecht ritt das Mädchen durch die Gegend, ihr Dackel Männe folgte in sicherem Abstand.

Agnes Riemecks ursprünglicher Plan, aus dem Landsitz eine Stätte der Ruhe und Erholung zu machen, löste sich bald in Luft auf.¹⁸ Begeistert lud sie ihre Schwester, eine Schwägerin und ihren jüngsten Bruder Leo nach Groß Tschuder ein, doch Ruhe wollte nicht einkehren. Die beiden Besucherinnen waren anspruchsvoll, und Leo, der ab Frühjahr 1926 für längere Zeit blieb, wurde zum Pflegefall. Obwohl von allen wegen seiner Sanftheit geschätzt und weniger anstrengend als die Frauen, stellte er Agnes Riemeck vor besondere Herausforderungen. Leo litt an einer unheilbaren Lungenkrankheit und brauchte medizinische Hilfe. Seine Gesundheit war in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs ruiniert worden, er war dauerhaft beeinträchtigt. Agnes richtete das hellste Zimmer im Haus her, dort lag ihr Bruder nun die meiste Zeit im Bett und hustete in der Abgeschlossenheit des sonnengefluteten Zimmers. Seine neugierige Nichte besuchte ihn so oft wie möglich und berichtete von ihren jüngsten Erlebnissen. Onkel Leo freute sich über die Besuche, war jedoch meist ausserstande, näher auf all das einzugehen, was sie ihm aufgeregt berichtete. Als Renate wieder einmal ins Zimmer stürmte, empfing sie eine Totenstille. Kein Husten, kein Räuspern, nichts. Man hatte Onkel Leo in eine Klinik nach Breslau gebracht, wo er bald darauf mit nur neununddreißig Jahren an den Spätfolgen seiner Verletzungen starb.¹⁹

Ein verblasstes Foto zeigt das Herrenhaus, dessen schweres Dach mit vielen Kaminen in zweihundert Metern Entfernung durch eine Hecke hindurchscheint. Mit dickem Bleistift hat Renate Riemeck in die linke obere Ecke geschrieben: »Ruhe-sitz Gr. Tschuder«. ²⁰ Möglicherweise hat dieses Bild, das sie aufbewahrt hatte, beim Niederschreiben ihrer Kindheits-erinnerungen vor ihr auf dem Schreibtisch gestanden. Weil sie

18 Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 96.

19 Ebd.

20 Renate Riemeck, Nachlass, Mappe »Personalie«.

ihre Erinnerungen aus der Perspektive eines fünfjährigen Mädchens geschrieben hat, lässt sich gut nachvollziehen, worüber das lebenslustige und zugleich von Schwermut angewehte Kind früh zu schweigen lernen musste.

Selbst Besuche trugen manchmal zur schlechten Stimmung bei. Eigentlich hätte Renate, wenn Besuch angesagt war, Anlass zur Freude gehabt, überall rannten die Menschen aufgeregt herum und waren beschäftigt aufzuräumen, Dinge herzurichten, Sachen von einem Ort an den anderen zu verschieben. Und Besucher brachten auch oft Geschenke mit. Jedes Mal stand Renate bereit, wenn Neuankömmlinge auf den Hof einfuhren. Eines Tages fuhr ein Wagen mit Tante Hedwig, der älteren Schwester der Mutter, durch die Toreinfahrt. Ihr Besuch wurde zur Enttäuschung. Schon bei der Ankunft war Renate verwirrt, weil sich irgendetwas Rätselhaftes abspielte: Ihr Großvater wandte sich demonstrativ von dem Besuch ab. Renate beobachtete, aber sie verstand nicht, was da geschah.

Der Vorfall lag fünfundzwanzig Jahre zurück. Johannes Steffan hatte, nachdem seine Frau Rosalia gestorben war, noch einmal geheiratet. Zu seiner neuen Ehefrau hatte Renate ein ungetrübtes Enkelverhältnis und nannte sie Großmutter,²¹ doch Johannes' Tochter Hedwig hatte den Schritt damals schon missbilligt, und er missfiel ihr immer noch. Renate erlebte bei dieser eisigen Begrüßung die »Vergegnung« zweier erwachsener Menschen, wie Martin Buber ein solches Geschehen genannt hat.²² Buber selbst hatte als Vierjähriger begreifen müssen, dass seine Mutter nie wieder zurückkehren würde, nachdem sie ihn und seinen Vater verlassen hatte. Der Schmerz hatte in dem einfühlsamen Kind den Philosophen erweckt: »Später einmal habe ich mir das Wort ›Vergegnung‹ zurechtgemacht, womit etwa das Verfehlen einer wirklichen Begegnung zwischen Menschen bezeichnet war. Als ich nach weiteren zwanzig Jahren meine Mutter wiedersah, die aus der Ferne mich, meine Frau und meine Kinder besuchen gekommen war,

21 Renate Riemeck, *Rosalia*, 1997, S. 95.

22 Martin Buber, *Begegnung. Autobiografische Fragmente*, Heidelberg 1978.

konnte ich in ihre noch immer zum Erstaunen schönen Augen nicht blicken, ohne irgendwoher das Wort ›Vergegnung‹, als ein zu mir gesprochenes Wort, zu vernehmen.«²³

Auch wenn Renate nicht erkennen konnte, was sich zwischen den Erwachsenen abspielte, zeigt ihr Verhalten gegenüber Tante Hedwig ab diesem Tag, dass sie verstanden hatte. Sie solidarisierte sich mit dem Großvater und wandte sich innerlich von Hedwig ab. Als einmal für eine Landpartie angespannt wurde, rannte Renate herbei, kletterte wie immer auf den Kutschbock und setzte sich neben den Kutscher. Dort würde sie freie Sicht auf die Landschaft haben. Tante Hedwig forderte sie auf, sich zu ihr in den Wagen zu setzen, aber Renate schüttelte den Kopf. Weshalb sie nicht gehorche, fragte Hedwig? »Ich bin ein Mensch für mich«, soll die Sechsjährige geantwortet haben. Diese Episode scheint Renate Riemeck so lebendig in Erinnerung geblieben zu sein, dass sie in ihrer Autobiografie zentral daran angeknüpft hat, möglicherweise aber war es auch eine Reminiszenz an eine Äußerung über Erasmus von Rotterdam.²⁴

Das Leben in Groß Tschuder lief nicht so, wie es sich Agnes Riemeck vorgestellt hatte, es wurde allmählich zum Alptraum. Die Bildungsreisen waren Sehnsuchtsträume geblieben, und anstatt viel zu lesen, grübelte sie immer öfter über ihre eigene Zukunft nach. Die Streitereien mit Max waren zur Dauerbelastung geworden, er versuchte, seine Position mit patriarchalischen Herrenmanieren zu festigen, was alles nur noch schlim-

23 Ebd., S. 10f.

24 Die Titelwahl erinnert an ein Zitat aus den *Epistolae obscurorum virorum* über Erasmus aus dem Jahr 1515: »Ich versuchte zu erfahren, ob Erasmus von Rotterdam bei jener Partei sei. Aber ein gewisser Kaufmann erwiderte mir: ›Erasmus est homo pro se‹.« Dieses Zitat hatte Stefan Zweig prominent als Motto für sein Werk *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam* (Wien 1934) gewählt. Der Bezug auf Zweigs Erasmus-Buch liegt umso näher, als sich Riemeck in ihren Marburger Sommervorlesungen über Erasmus als Jammerer äußerte (dazu später Genaueres), eine Taxierung, die ebenfalls in Zweigs Darstellung ihr Vorbild haben könnte, wo der Gelehrte bei allen gelehrten Verdiensten deutlich als klagender, kränklicher und schwächerer Hypochonder erscheint.

mer machte. Als der Großvater Johannes schließlich nach einem Streit Groß Tschuder verließ und mit seiner Frau nach Breslau zurückkehrte, fühlte sich Agnes so einsam wie nie zuvor.

Die mittlerweile schulreife Renate erlebte in Groß Tschuder kurz hintereinander zwei Einschulungen, einmal im Dorf selbst, dann im nächstgelegenen Städtchen. Die erste Einschulung misslang. Der Lehrer war dem Lerneifer der neuen Schülerin nicht gewachsen, sie brachte sein didaktisches Konzept durcheinander. In der Dorfschule waren mehrere Jahrgänge in einem kleinen Klassenraum versammelt, der Lehrer musste alle gleichzeitig unterrichten und verteilte an die Schülerinnen und Schüler Aufgaben. Dies verlangte eine äußerst präzise Vorbereitung. Die neue Erstklässlerin beteiligte sich mit großer Begeisterung an allen Themen, auch was den Unterricht der Zweit- und Drittklässler betraf. Und Renate hatte ihren Lehrer von der ersten Stunde an ins Herz geschlossen, doch der geriet zunehmend durcheinander und bat die Eltern, ihre Tochter aus der Klasse zu nehmen. So kam Renate im nahe gelegenen Herrnstadt in eine größere Schule, wo man sie zum zweiten Mal in die erste Klasse setzte. Nun war sie unter lauter gleichaltrigen Kindern, was ganz neu für sie war. Zunächst war sie verunsichert, doch neben ihr saß ein hübscher blonder Junge. Er habe sie beruhigt, indem er seine kleine Hand in ihre legte. Das gab ihr Sicherheit, und so zeigte sie sich auch in Herrnstadt bald als begeisterte Schülerin.²⁵

Eines schönen Tages im Herbst 1927 kam die siebenjährige Erstklässlerin fröhlich von der Schule heim und sah, wie die Mutter einen Reisekoffer packte. Renate hatte den blonden Jungen mitgebracht und wollte mit ihm spielen, doch die Mutter schickte ihn mit barschen Worten nach Hause. Sie befahl Renate, die wütend im Haus verschwinden wollte, ihren Schlafanzug und ihre Zahnbürste zu holen und sie in den Koffer zu packen. Kurz darauf ließen Mutter und Tochter sich zum Bahnhof bringen, um mit dem nächsten Zug nach Breslau

25 Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 97 und Renate Riemeck, *Mensch*, 1992, S. 33.

zu fahren. Max Riemeck war nicht zugegen, Renate konnte sich nicht einmal von ihm verabschieden. Der Tag ist Renate Riemeck in schmerzhafter Erinnerung geblieben.²⁶ Ihr Pferd und Männe, der Dackel, mussten zurückbleiben, eine glückliche Zeit ging schlagartig zu Ende. Obwohl sie in jene Stadt zurückkehrten, die sie vor noch nicht allzu langer Zeit verlassen hatten, begann ein völlig neues Leben. Die Familie war auseinandergerissen, die schönen Tage der Kindheit waren vorbei. Agnes Riemeck zog zu ihrem Vater und dessen zweiter Frau und brachte Renate bei der Patentante Klara Röhricht im Stadtzentrum unter. Dort schob man drei harte Stühle zu einem Bett zusammen, dies würde ihre Schlafstatt sein. Renate Riemeck konnte sich später nicht erinnern, dass die Patentante mehr für sie getan hat, als diese Stühle zusammenzuschieben.²⁷ In ihren Erinnerungen an die Zeit gibt es Lücken, über den Verbleib von Daisy und Männe ist nichts weiter zu erfahren. Auch der zurückgelassene Vater bleibt unerwähnt. Weil Renate die zwei Jahre, die sie in Groß Tschuder gelebt hatte, aus der Perspektive eines Kindes geschrieben hat, lassen sich aus dem, was fehlt, die Überforderungen ablesen, die damals auf ihr gelastet haben müssen.

Klara Röhricht scheint für die Not der Siebenjährigen wenig Einfühlungsvermögen gehabt zu haben. Vielleicht war sie von Agnes Riemeck zu diesem Patenschaftsdienst überredet worden, oder sie hatte selber zu viel zu tun, um sich um Renate zu kümmern. Allein das improvisierte provisorische Bett war zu wenig für eine verletzte Kinderseele, die zwischen den Rochaden und Kleinkriegen der Erwachsenen fast zermalmt worden wäre. Doch Renate stand die Belastung durch, so wie sie in ihrem späteren Leben stets Stärke zeigen würde, auch dann, wenn sie schwach und verletzlich war. Später hat sie sich an der Universität über Erasmus von Rotterdam lustig gemacht: Er sei in Selbstmitleid zerflossen, meinte sie in einer Vorlesung über ihn und bezeichnete seine Hypochondrie als den hervorstechendsten Wesenszug des berühmten Humanisten. Eras-

26 Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 33 f.

27 Ebd., S. 100.

mus sei »jammerich« gewesen, meinte sie, und fügte hinzu, sie »hoffe, dass kein Erasmusverehrer hier ist und mich nachher schilt«.²⁸

Agnes Riemeck bestimmte, dass Renate in die katholische Klosterschule der Breslauer Schulschwestern Unserer Lieben Frau kam. Dort wurde sie zum dritten Mal in die erste Klasse aufgenommen. Schwester Lioba, eine verständige und einfühlsame Lehrerin, erkannte schnell, dass das Mädchen aus einer zerrütteten Ehe stammte. Sie war jung, sehr hübsch und liebenswert, was sie unternahm, ging flott und zielsicher vonstatten.²⁹ Sie wurde zum Vorbild der späteren Lehrerin Renate Riemeck, deren Schülerinnen und Schüler einmal so von ihr schwärmen sollten wie einst Renate selbst über Schwester Lioba.

Kurz nach Renates Eintritt in die Klosterschule stellte Schwester Lioba bei ihr hohes Fieber fest und schickte sie nach Hause. Die Ordensfrau wusste viel über ihr Leben. Was sie nicht wissen konnte, war, dass Renate kein richtiges Zuhause und noch nicht einmal ein eigenes Bett hatte. Fiebernd verließ die Schülerin das Klassenzimmer, stieg benommen in die Straßenbahn und fuhr in Tante Klaras Wohnung. Zitternd, von Hitze- und Kälteattacken geplagt, quälte sie sich die Treppen hoch und betrat die menschenleere Wohnung. Dann legte sie sich auf die unbequemen Stühle und verlor das Bewusstsein. Als sie für einen Moment aus dem Fieber erwachte, hörte sie einen Hund und sah einen Mann in der Wohnungstüre. Es war ihr Vater, er hatte Männer mitgebracht. Max Riemeck hatte von Renates plötzlicher Erkrankung erfahren und war sofort aus Groß Tschuder herbeigeeilt. Er nahm sie in die Arme, trug sie die Stufen nach unten und trat vor das Haus, wo er sie auf den Rücksitz des wartenden Autos legte. Gemeinsam fuhren sie in die Friedrich-Wilhelm-Straße. Dort hatten die Riemecks, bevor sie nach Groß Tschuder gezogen waren, in ihrer ehema-

28 Renate Riemeck, *Klassiker der Pädagogik von Comenius bis Reichwein. Marburger Sommervorlesungen 1981/1982/1983 mit Quellen-texten*, Marburg 2014, S. 13.

29 Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 100 und Renate Riemeck, *Mensch*, 1992, S. 34.

ligen Wohnung ein Zimmer behalten, um jederzeit nach Breslau fahren und dort übernachten zu können.

In diesem Zimmer sollte die Familie nun wieder zusammenkommen. Agnes Riembeck hatte in der Wohnung gewartet, bald darauf erschien der Hausarzt. Er untersuchte Renate und nahm, da er keine eindeutige Diagnose stellen konnte, Kontakt mit der Universitätsklinik auf. Ein Tropenarzt diagnostizierte Beulenpest.³⁰ Wie das Kind zu dieser seltenen Krankheit gekommen war, blieb ungeklärt. Dass in der Straßenbahn eine Ansteckung erfolgt sein könnte, wie Renate Riembeck später gemeint hat,³¹ ist unwahrscheinlich.³² Die damals schon seltene Krankheit ist heute kaum noch bekannt, doch es gibt sie immer noch. Im Sommer 2018 erkrankte im US-Bundesstaat Idaho ein Junge an ihr, doch auch bei ihm ließ sich die Übertragung nicht rekonstruieren.³³ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnte die Medizin die Beulenpest bereits gut behandeln, dennoch hatte Renate Riembeck Glück, dass sofort ein Tropenarzt geholt wurde, denn eine wirkungsvolle Behandlung dieser Krankheit war vor allem Fachärzten bekannt, nicht aber Hausärzten.

Die Mutter sah in Renates Erkrankung erneut einen Wink des Schicksals. Zum zweiten Mal brachte ihr Kind das Glück zurück. Doch erst einmal war es »wochenlang sehr krank«.³⁴ Agnes entschloss sich, ihrem Mann wieder die Hand zu reichen, allerdings wollte sie nicht mehr zurück nach Groß Tschuder, sondern in Breslau bleiben. Nach dieser Versöhnung lebte die Familie wieder in der alten Wohnung in der

30 Die Beulenpest ist nicht zu verwechseln mit der Lungenpest, die in Europa im 17. Jahrhundert einen Großteil der Bevölkerung dahingerafft hat und die bis heute eine hoch ansteckende Krankheit ist.

31 Renate Riembeck, *Rosalie*, 1997, S. 101.

32 Vielleicht ist es in Groß Tschuder zu einer Infektion durch eine Maus oder ein anderes kleines Nagetier gekommen, denn die Beulenpest wird nicht durch Tröpfchen übertragen, sondern über den Umweg von Insekten, die auf Wirtstieren leben. Überträger sind infizierte Läuse, Flöhe oder Zecken.

33 Und auch bei ihm blieben weitere Ansteckungen aus, siehe das Wochenmagazin *Stern*, Ausgabe vom 15. Juli. 2018.

34 Renate Riembeck, *Mensch*, 1992 S. 36.

Friedrich-Wilhelm-Straße, mitten in der Stadt. Renate litt noch eine Weile unter den schwarzen Beulen, doch bald konnte sie wieder genesen und zur Schule gehen. Nun war Männer wieder bei ihr. Manchmal unternahm die Familie einen Ausflug nach Groß Tschuder, wo Renate auch Daisy wiedersah. Doch das wiedergefundene Glück blieb dünn und zerbrechlich. Die Beziehung der Eltern war nach wie vor kompliziert. Dass sie wegen ihrer Tochter wieder zusammenlebten, beweist ihren guten Willen und ein großes Bemühen, aber weitere Krisen und Konflikte sollten bald folgen. Immer wenn es Streit gab, versuchte Renate zu schlichten, vergebens. Sie sei auf dem Nachhauseweg oft in eine der Breslauer Kirchen gegangen, erzählte sie später, in der Hoffnung, ihr Gebet könne eine Aussöhnung der Eltern bewirken.³⁵

Als Renate zehn Jahre alt war, wechselte sie ins Lyzeum der Liebfrauen-Schule. Sie war nun eine Drittklässlerin. Zu dieser Zeit war der Großvater wieder wichtig für sie geworden. Johannes Steffan verkehrte wie eh und je in der Familie und weckte in seiner Enkelin ein lebenslanges Interesse für Geschichte und insbesondere die Geschichte der Stadt Breslau. Johannes Steffan war ein guter Erzähler, mit feinem Sinn für historische Zusammenhänge. Bei ihm lernte Renate, dass Geschichte eine Mischung aus Erzählen und Aufarbeiten historischer Quellen ist. In ihren Memoiren berichtet sie aus ihrer ersten Breslauer Zeit, als sie mit dem Großvater durch die Stadt spazierte und sie im Schweidnitzer Keller gemeinsam »Würstel« bestellten. In diese Zeit fällt auch die Erinnerung an die Maria-Magdalenen-Kirche. Der Großvater und sie seien beim Ertönen der »Arme Sünder Glocke« vor der Kirche stehen geblieben und der Großvater habe zusammen mit anderen Männern ehrfürchtig die Mütze abgenommen. Hinter dem Mützengruß stand eine dramatische Geschichte: Beim Gießen der Glocke hatte der Gießermeister einst einen Lehrbuben in die glühende Metallmasse gestoßen und wurde dafür mit dem Schwert hingerichtet. Neben solchen ernsten Geschichten wusste der Großvater auch Heiteres zu berichten und er schil-

35 Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 102.

derte Renate in bunten Bildern das Treiben, das im Mittelalter in der Stadt geherrscht habe. Auch über Verfassungen und Zünfte konnte er packend erzählen. Nichts ist, wie es einmal war, und nichts bleibt, wie es ist – so erzählte er seiner aufmerksamen Zuhörerin auf ihren gemeinsamen Streifzügen durch die Stadt.³⁶

Wie in vielen anderen deutschen Städten stand auch in Breslau mitten in der Stadt ein Bismarckdenkmal, das später, nach dem Zweiten Weltkrieg, abmontiert und eingeschmolzen wurde. Während die meisten Deutschen dankbar zu dem einstigen Reichskanzler aufblickten, sprach Großvater Johannes abfällig über ihn. Auf einem ihrer Spaziergänge habe Renate ihm gezeigt, wie das Dienstmädchen sie gelehrt habe, vor der steinernen Respektsperson einen tiefen Knicks zu machen und hinaufzurufen: »Guten Tag, großes Mannchen!« Darauf habe Johannes Steffan nur gemeint: »Lass das! Und merke dir, das ist kein großer Mann!«³⁷ Schon damals zeigt sich, was Renate Riemeck später auszeichnen sollte: ein abwägendes Denken. Eine vielgelesene Schrift der späteren Historikerin wirbt für einen differenzierten Umgang mit dem einstigen Reichskanzler, dessen wahre Bedeutung im Hin und Her zwischen Vergötterung und Verteufelung meist verkannt wurde. Überhaupt hat Renate Riemeck in den Jahren des Wiederaufbaus immer versucht, angehenden Lehrerinnen und Lehrern ein kritisches Geschichtsbewusstsein zu vermitteln und dabei auch Bismarck in einem solchen Licht darzustellen.

In ihrer letzten Breslauer Zeit verstrickte sich die inzwischen elfjährige Schülerin einmal in eine Auseinandersetzung mit ihrem Religionslehrer. Er war Kaplan und unterrichtete die Klasse neuerdings täglich in Religion. Jeden Samstag nahm er von den Kindern die Beichte ab. Die evangelisch getaufte Renate kannte das katholische Schulleben so gut, dass sie die lateinischen Texte der Messe auswendig mitsprechen oder mit-

36 Renate Riemeck, *Mensch*, 1992, S. 15 ff. Die Streifzüge der beiden erinnern an Johann Peter Hebels Gedicht »Die Vergänglichkeit«: Ein alter Mann erzählt seinem Enkel während einer Wanderung vom Entstehen und Vergehen des Menschengeschlechts.

37 Renate Riemeck, *Mensch*, 1992, S. 17.

singen konnte, auch ging sie jede Woche zum Beichten – sie musste ja. Aber sie pflegte einen unverbindlichen Umgang damit. Dem Kaplan, der genauer zuhörte als ihr bisheriger Beichtvater, beichtete sie wie üblich die drei immergleichen Standardsünden: unandächtiges Beten, Ungehorsam und Unwahrhaftigkeit. Sie habe sich nicht besonders wohl gefühlt, gestand sie einmal, bisher aber habe man es immer dabei bewenden lassen. Als sie dem neuen Kaplan ihre drei Sünden präsentierte, unterbrach er sie und fragte, was sie denn so lese. Diese Frage war Renate unangenehm, und sie versuchte, den Geistlichen mit Harmlosigkeiten abzulenken. Doch der Kaplan wollte mehr erfahren und trug ihr auf, bis zur nächsten Beichte über seine Frage nachzudenken. Zwar habe er sie regelmäßig von ihren Sünden freigesprochen, doch bei der Aufforderung, ihm ihre Lesegehnheiten auszubreiten, sei ihr »nicht wohl« gewesen.³⁸ Der Vorfall habe sie schließlich zum endgültigen »Bruch mit der katholischen Kirche, der sich schon in mir angebahnt hatte«, veranlasst.

Was Renate Riembeck in ihrer Autobiografie zu dieser Begegnung erzählt, lässt ihr früh entwickeltes Gespür für heikle zwischenmenschliche Situationen erkennen. Schon als Mädchen hatte sie eine kritische Haltung gegenüber kirchlichen Autoritäten verinnerlicht, vermied jedoch die direkte Konfrontation. Nach dem Vorstoß des Beichtvaters ging sie auf Abstand und verschloss sich. Die nächste Religionsstunde lag noch vor dem nächsten Beichttermin, bei dem sie über ihre Lektürevorlieben hätte berichten sollen. Wie üblich sei der Kaplan unvorbereitet in den Unterricht gekommen, habe sich als Erstes an sie gewandt und gefragt: »Willst du wieder etwas wissen, Renate?« Renate erinnert sich: »Ich wollte ja immer ›etwas wissen‹, und so hatte er einen guten Einstieg in die Stunde, die er lebhaft und anschaulich zu gestalten wußte. Eigentlich gab er mir fortwährend Privatunterricht; aber das wußte ich damals noch nicht. Nach meiner Beichterfahrung mit ihm fragte ich ihn, ob es schon immer eine Ohrenbeichte gegeben habe. Noch heute bewundere ich seine Reaktion.

38 Dieses und die folgenden Zitate ebd., S. 37f.

Stumm drehte er sich um und schrieb ›1215-4. Laterankonzil – Innozenz III‹ an die Tafel. ›Merk dir das‹, sagte er zu mir, ›du kannst es jetzt noch nicht verstehen. Aber du wirst damit zu tun bekommen, wenn du erst älter bist.‹ Er hatte ins Schwarze getroffen.«

In ihrem Buch über die Geschichte der Konzilien, das mehr als ein halbes Jahrhundert später erschien, hat Renate Riemeck das Rätsel, das der Religionslehrer an die Tafel geschrieben hatte, gelöst: »Unter allen Konzilien, die von mittelalterlichen Päpsten veranstaltet wurden«, schrieb sie, »stellt das vierte Laterankonzil von 1215 den Höhepunkt römisch-katholischer Machtentfaltung dar. Bedeutung und Gewicht seiner Bestimmungen überragen alle vorangegangenen Laterankonzilien. Es dekretierte neue kirchliche Einrichtungen und erließ Verordnungen, die noch bis in unsere Zeit für den Charakter der katholischen Frömmigkeit kennzeichnend sind: Ohrenbeichte und Verpflichtung auf das Altarsakrament. Die Ohrenbeichte wurde 1215 für alle Gläubigen zur Pflicht gemacht, und die Verkündigung des Dogmas von der Transsubstantiation verlieh den Priestern eine Vollmacht, die außer ihnen keinem Sterblichen zugestanden wird. Dieses Konzil vollendet jene jahrhundertelange Entwicklung, die zu der alles beherrschenden Stellung der Kirche im geistigen Leben der mittelalterlichen Christenheit geführt hat. Niemals zuvor und auch niemals danach hat ein Konzil so tief in das persönliche Leben jedes einzelnen und in die Strukturen der Gemeinschaft einzugreifen vermocht wie die Kirchenversammlung von 1215.«³⁹

In der Zeit ihrer Auseinandersetzung mit dem Kaplan war das Stimmungsbarometer zu Hause auf dem Tiefpunkt angekommen. Max und Agnes Riemeck standen nach sechsundzwanzig Jahren Ehe vor einem Scherbenhaufen. Agnes Riemeck handelte, »indem sie ihren Mann nach einem Streit urplötzlich, aber endgültig verließ und mit mir davonging in eine ungewisse Zukunft hinein«.⁴⁰ Renate, noch halb Mädchen

39 Renate Riemeck, *Glaube – Dogma – Macht. Geschichte der Konzilien*, Stuttgart 1985, S. 137.

40 Renate Riemeck, *Rosalie*, 1997, S. 25.